Ein Künstlerleben.

Ein Stücklein Wahrheit von R. von der Gruben.

Langsam und matt, mit muthlos gebeugtem Nacken und kaum gehorchenden Knieen keucht er die Treppe hinauf. 97 Stufen auf der steilen Hinterhausstiege. Endlich langt er an seiner Thüre an und öffnet sie schwerfällig. Sein leerer Blick gleitet über die Pappkarte, die seinen Namen trägt: „Groth, Königl. Sänger."

Er öffnet die Thür und betritt das Zimmer, das mit der Küche und einer dunklen Schlafkammer die ganze Wohnung bildet.

Die Ausstattung des Raumes ist überaus dürftig; nur das Klavier ist von Werth.

Groth tritt an's Fenster. Seine Augen schweifen über die öden Bauplätze der entstehenden Vorstadt, seine magere Hand wühlt in den früh ergrauten Haaren.

Er zählt erst 38 Jahre, und doch ist er schon so alt, so kraftlos, so müde — — — —! das machen die Gedanken, die er von der Vergangenheit nicht losreißen kann.

Als jungen Studenten überredete man ihn, seiner prächtigen Stimme wegen zur Bühne zu gehen. Und das Glück lächelte ihm. Er fand Gönner, die ihm ein Studium an der Hochschule ermöglichten und sodann ein leidliches Engagement an einem Provinzialtheater verschafften. Zunächst ließ sich alles gut an. Beifall und Ertrag waren befriedigend, und Groth's Hoffnungen stiegen höher und höher.

In diesen glücklichen Tagen verheirathete er sich mit einem hübschen, aber blutarmen Mädchen, der Tochter seiner Logirwirthin. Die junge Ehe begann unter günstigen Verhältnissen. Die Einnahmen des Sängers ermöglichten ein sorgenfreies, angenehmes Leben.

Aber das Unglück war nicht fern. Eines Abends, als Groth nach langen, ermüdenden Proben die anstrengende Tenorpartie einer Premiere creirte, fühlte er schon nach dem ersten Akt eine stimmliche Indisposition.

Jetzt aussetzen und sich der Riesenaufgabe nicht gewachsen zeigen? Dem Rivalen den Erfolg überlassen? Nimmermehr! Durch wahnsinniges Forciren gelang es ihm, die Partie nothdürftig zu Ende zu führen.

Am folgenden Morgen war er stockheiser!! —

Wochen, Monate vergingen, ohne daß sich das Halsleiden des Sängers gebessert hätte. Die Theaterdirektion löste den Kontrakt, da sich an dem Zustand des Kranken nichts änderte. Die Aerzte nannten es eine Erschlaffung der Stimmbänder und stellten eine Wiederherstellung mit zweifelndem Gesicht der Zukunft anheim.

Allmählich konnte sich Groth der furchtbaren Gewißheit nicht mehr verschließen: Er hatte seine Stimme, seine Zukunft verloren!

Getrieben vom Zwange des Kampfes mit dem Dasein, von der bittersten Noth, versuchte er an einer kleinen Bühne dennoch ein Auftreten. — Man ließ ihn nicht zu Ende singen. — Ein tödtendes Fiasko!

Einstige Gönner verschafften dem Verzweifelnden eine Choristenstelle an der königlichen Oper. Von den schmalen Erträgen dieser ihn jeden Tag auf's Neue demüthigenden und erbitternden Thätigkeit fristete er sein und seiner Familie Leben.

„Und jetzt?"

Grothe, der starr am Fenster stehen geblieben war, stöhnte auf. „Jetzt ist das auch vorbei!"

Bei der Vormittagsprobe war ihm seine Entlassung angekündigt worden, „da er keinerlei Ansprüche mehr zu befriedigen im Stande sei."

Und das sollte er selbst seinem Weibe mittheilen und hinzufügen, während er in ihre blassen Züge sah, die Mangel und Gram zu früh zerstört hatten: „Ich weiß nicht mehr, wovon wir ferner leben sollen. Ich bin zu nichts mehr auf der Erde gut! — Am besten ist es — — —

Heftig verließ er seinen bisherigen Standort und durchmaß den Raum mit zunehmender Erregung. Eine furchtbare Unruhe riß an seinen Nerven. Seine brennenden Augen stierten in's Leere, die Lippen zuckten und die Hände gestikulirten heftig.

Oh! Sie hatten ihm alle Unrecht gethan! Eine neue Kraftfülle durchdrang ihn. Er wollte ihnen seine Kunst beweisen. Er fühlte sich plötzlich so stark, so frei — — —!

Da — lagen seine Noten — — wie ein Rasender riß er eine der zerlesenen Partituren von dem fichtenen Gestell, Troubadour, einst seine Glanzrolle.

Nachdem er auf dem Klavier einige Akkorde angeschlagen hatte, begann er zu singen. Die Adern seiner Stirne schwollen, die Brust keuchte und pfiff beim Athemholen.

Die ersten Töne klangen heiser und gellend, aber je länger er sang, um so schöner entwickelte sich die Stimme.

Leise, ohne daß er es wahrnahm, hatte sich die Thür geöffnet, und seine Gattin war auf die Schwelle getreten. Namenloses, an Entsetzen grenzendes Erstaunen prägte sich auf ihrem Gesichte aus. War das ihr kranker Gatte, der da sang, in freier Haltung, blitzenden Auges und mit herrlicher Stimme, wie einst in seiner besten Zeit? — Ein jähes Glückgefühl erfüllte das Herz der Armen. Sie hoffte und bangte, während ihr die Thränen über die mageren Wangen rannen.

Groth intonirte den Glanzpunkt der Oper, wie Feuer und Stahl schlug das C gegen die kahlen Wände und ließ die Fenster leise klirren. — Plötzlich unterbrach ein kreischender Mißton den Gesang. — Er setzte nochmals an — — nochmals: — Vergeblich!

Blaß und in Angstschweiß gebadet, versuchte er eine furchtbare Minute lang. Nur ein heiseres Krächzen entfuhr seinem Munde. Sollten sie doch recht behalten, die ihn verachtet und weggejagt hatten, doch, nachdem er schon an seinen Sieg geglaubt hatte?

Eine rasende Wuth erfaßte ihn. Mit blutunterlaufenen Augen ergriff er den Klavierstuhl und ließ ihn auf sein geliebtes Instrument zertrümmernd niedersausen.

Jammernd tönte es aus den zersprengenden Saiten, während der Sänger mit weinendem Lachen zusammenbrach.

Am Nachmittage wurde Groth in das städtische Irrenhaus überführt, wo ihn der Tod nach kurzem Siechthum erlöste.

In seinen letzten Delirien glaubte er sich auf der Bühne, umjubelt von einem begeisterten Publikum!

Militärische Orginale.

Eine Plauderei des „Kleinen Journals" über „militärische Originale" entnehmen wir folgende Reminiszenzen: Viele Geschichten erzählt man sich vom General Graf Dohna-Schlobitten, der das 1. Armeekorps kommandirt hat. Bei einer Inspizirung hatte sich der sehr ruhige uud bejahrte Herr die Instruktion angehört und dem betreffenden Offizier sein uneingeschränktes Lob ausgesprochen. Zum Schluß stellte er noch folgende Forderung:

„Ich bin mit der Instruktion sehr zufrieden, mein lieber Herr Lieutenant, aber nun stellen Sie mir mal den dümmsten, aber auch wirklich den dümmsten Mann vor, den Sie in Ihrer Abtheilung haben, und richten Sie einige Fragen an ihn!"

„Zu Befehl, Ew. Excellenz!"

Der betreffende Offizier greift in die dunkelste Ecke des Zimmers und holt von dort aus dem zweiten Gliede ein uniformirtes Wesen hervor. Sorgfältig war es bisher den Blicken der anwesenden Vorgesetzten verborgen gewesen, und der Hauptmann hatte öfters mit angstvollem Grauen in die Unglücksecke geschaut und gefürchtet, Excellenz werde doch noch merken, daß gerade dieser Mann mit der Auszeichnung durch eine Frage ängstlich verschont blieb. Gespannt richteten sich die Blicke aller hohen und höheren Vorgesetzten auf den Unglücklichen, der, durch dies plötzliche allgemeine Interesse, das ihn seinem dunklen Nichts entriß, in Furcht gesetzt, einen Ausdruck im Gesicht zeigte, der, wenn dies überhaupt möglich, noch eine Nuance geistreicher als gewöhnlich war. Interessirt traten Excellenz näher.

„Przywelczewski," rief den Unglückseligen nun sein Lieutenant an, „bei welchem Truppentheil stehen Sie?"

Die Frage machte nicht den geringsten Eindruck auf das Gemüth des edlen Polen; seine Gesichtszüge verharrten in steinerner Ruhe.

„Sind Sie Infanterist, Kavallerist, Artillerist oder was sind Sie?" versuchte der Lieutenant seiner Ueberlegung zu helfen.

Przywelczewski blieb stumm!

„Na, was haben Sie den für eine Waffe?" versuchte der Lieutenant wieder.

Ohne Erfolg!

Jetzt unterbrach der alte Graf Dohna-Schlobitten die vergeblichen Bemühungen des Offiziers.

„Ja, Herr Lieutenant, ja, ja, meine Herren, der Mann scheint wirklich sehr dumm, ganz außerordentlich dumm zu sein!"

Erstaunt und betrübt zugleich über so viel Dummheit näherte er sich dem Versuchsobjekt und fragte es mit einer möglichst sanften Stimme, um die nur noch schwach glimmende Geistesflamme des Mannes durch rauhe äußere Einwirkung nicht ganz zu vernichten:

„Nun mein Sohn, woher bist Du denn?"

„Ein, Schimmer kommenden Verständnisses überflog die in eiserner Stupidität gefestigten Züge des Mannes, und den Mund zu breitem Grinsen verziehend, entquoll dem Gehege seiner Zähne die verblüffende Antwort:

„Ock aus Schlobitte!" — —

Eine andere Geschichte lautet:

„Als der alte Dohna in die Jahre gekommen war und der Körper mit der Frische und Rüstigkeit des Geistes nicht mehr Schritt halten konnte, kam man in Berlin im Militärkabinet überein, da der alte Herr gar keine Anstalten machte, sich freiwillig zur Ruhe zu setzen, und man den alten verdienten Soldaten nicht kurzer Hand verabschieden wollte, ihm einen kleinen Wink zu geben, daß es jetzt Zeit wäre für ihn, zu gehen und jüngeren Kräften Platz zu machen. Dem König wurde das vorgetragen und dieser erklärte sich damit einverstanden. Der Chef des Militärkabinets setzte sich also hin und schrieb dem alten Herrn einen Brief, in dem er ihm mit vielen und schonenden Worten klarzumachen suchte, daß er seinen Abschied einreichen solle. Es hieß in diesem Briefe unter Anderem, er habe ja die höchste militärische Stufe erreicht, über ein halbes Jahrhundert treu gedient, die schwere Bürde verantwortlicher Stellungen lange genug getragen, so daß er sich jetzt wohlverdienter Ruhe überlassen könne. All dieses, so schloß der Brief, schreibe er ihm im Namen und Auftrage Seiner Majestät des Königs."

Die Antwort des alten Dohna war nun weniger wortreich und schön stilisirt, dafür aber durchaus deutlich und verständlich. Er schrieb an den Chef des Militärkabinets Folgendes:

„Mein jugendlicher Freund!" (Der Empfänger dieses Briefes hatte die 60 schon überschritten und war selbst schon General der Infanterie.) „Wenn Se. Majestät der König mir etwas zu sagen hat, so wird er mir das schon alleine sagen. Im Uebrigen: Wer das Fleisch gefressen hat, der kann auch die Knochen fressen; ich bleibe!"

Und so geschah es auch! Der König hat herzlich über diese bündige Erklärung gelacht und den alten Herrn bis an sein Ende im aktiven Dienst belassen, das übrigens kurze Zeit nach dieser Begebenheit eintrat."

John Ritsch ist böse auf die Protzen.

Newport, N. J.,
Oguft de zehnte d. Mts.

Staatsnuhspäper, Neu York Zitty,
Staatszeitungs-Building upstairs.

Mister Editer!

Ich wollt, die ganze Vierhunnert thäte die üwwerzwerche, krummbeinige Kränk kriege! Des sein ja ganz elendige Geldprotze un Kaffern.

Mer hen nämlich hier e Kottädsch gerent un ich hen gedenkt, ich wollt e Bißle mit der Society aufmixe. Ich sein ja net stolz. Ich hen mich erkundigt, wer so die Prominenteste hier sein und mer hen Invitations ausgeschickt. Und was denke Sie? Es is kei Mensch gekimme. Well, es förvt ene reit. Wann die eifältige dumme Kaffern gewüßt hätte, was ich for e Zopper hen fixe losse un was for Siggarn ich ready gehatt hen, da wärn se schun gekimme. Ich geh heint oder morche wieder nach Ihft Neu York un loß die Fämilie alleenig hier. In Brooklyn un in Ihft Neu York, da sein ich wenigstens geachtet un geehrt un brauch mich net schnobbe ze losse.

Wann de Vierhunnert e Invitation gewwe, da inweite sie die Leit for Tea. So en Insolt hen ich noch kem Mensche geoffert, wo ich in mei Haus inveited ben. Wenn ich eme Mann net was Ornliches zu trinke vorsetze kann, dann lad ich en üwwerhaupt net ei.

Sie sollte emol sehe, Mister Editer, was die Vierhunnert hier in Newport for e Gethu mache, wann se en Kaunt oder en Baronet oder so was aufgable könne. Ich hen emol in Chicago, wie ich den große Serluhn gehatt hen, wo nachher der scheeläugige Yankee-Auguft gekauft hot, da hen ich en Kaunt für Barkieper gehatt un drei Bäronetes for Waiters. Unner eme Herrn Von hen ich üwwerhaupt selwiges Mal keen Waiter angestellt. Un vun so Leit soll ich mich jetzt schnobbe losse? Net mötsch, Mister Editer.

Es hot mir hier im Hatell so e Heikokorum en Triet refjust, weil er mich net kenne thät. So was passirt mir in Neu York auch net. Ich denk üwwerhaupt, wannEner mei Uhrkett un mei Deimonds anguckt, da könnt er enihau schun sehe, daß er's mit eme gebüldete un feine Mann ze thun hat. Un biseits sollt mer denke, daß der reiche John net erst e Introduktschen braucht. Mei Pocketbuch is Introduktschen genug. Un üwwerhaupt will ich mit so geschwollene un dumme Geldprotze, wie die Vierhunnert, nix ze thun hawwe.

Die Kerl bilde sich noch was Besonneres uf ihren Stammbaum ei un sage, se wärn so alte Fämilies. Als wann ich net aach zu erer alte Fämilie belanget hät. Ich weeß, daß mei Badder erzählt hot, daß schun seim Großbadder sei Badder im vorige Jahrhunnert e Ehrenamt in der Pfalz eigenomme hot. Er war Superintendent vum agrikultscherell un zoolodschikell Dipartment dun der Gemeind. (Mer hat des selwiges Mal Säuhirt gekallt.) Was warn dann selwiges Mal die Astors un die Vanderbilts? Des möcht ich wisse?

Ich möcht enihau net hier bleiwe, un ich könnt aach net, wann ich aach noch so viele Invitations kriege thät. Der Tschalli hot mer nämlich geschriwwe, es wär in Ihft Neu York e starkes Sentiment, daß die Leit mich for Gouverneur hawwe wolle in der nexte Lectschen. Enihau is es da nöthig, daß ich mich emal sehe loß un e Bißle was spend.

Ach einstweile so lang!

Mit Rigards
Yours
John Ritsch Esq.

Wisse Sie, was ich thu? Im nexte Winter gehe ich emol in's Astoriä, un werd es so arrändsche, daß ich am nexte Tisch vun eim vun die Leaders vun die Vierhunnert ze sitze kimm, un da will ich dann emol sehe, ob ich den net im Geldspende biete kann. Was geb ich um Expenses? Vun so eigebildete dumme Geldprotze loß ich mich enihau noch lang net biete. Da könne Sie Gift druff nemme.

Unheimlicher Reisegefährte.

Vor vielen Jahren passirte mir ein unseliges und beschämendes Abenteuer. Ich reiste irgendwo hin und war allein in meinem Wagen, als auf einer kleinen Station ein Reisender einstieg, der sich mir gegenüber niederließ. Der neue Passagier hatte ein komisches Aussehen. Er war sehr elegant gekleidet, aber man weiß, daß auch Spitzbuben ihre Kleider bei den besten Schneidern arbeiten lassen, außerdem trug er ein Monocle, was ihm wahrscheinlich das Aussehen eines Gentleman verleihen sollte.

Nachdem er sein Gepäck in das Netz geworfen hatte, zog er ein Buch aus der Tasche und begann zu lesen. Aber ich sah wohl, daß sein mit dem Monocle bewaffnetes Auge nicht den Zeilen folgte, sondern mich von unten nach oben musterte. Ich war davon nicht sehr entzückt, umsoweniger, als der Mann groß und stark war, und ich mich erinnerte, daß wir mehrere Tunnels durchfahren mußten. Unwillkürlich suchte ich nach der Nothbremse und sah mit Schrecken, daß sie sich gerade auf der anderen Seite befand. Der Herr schien mein Suchen und mein Finden gemerkt zu haben, denn sofort setzte er sich unter die Bremse, als wenn er sie blockiren wollte. Dann öffnete er, mich fortwährend lorgnirend, seine Reisetasche und nahm ein großes Messer heraus, mit welchem er sein Buch aufschneiden zu wollen schien. Kein Zweifel — ich saß einem Mörder gegenüber und fragte mich nur, wie ich mich schützen sollte.

In den Händen hatte ich mein Reisehandbuch; das genügte jedoch nicht. Glücklicherweise ertönte in diesem Augenblicke der Pfiff der Lokomotive. Wir näherten uns einer Station, und ich war für den Augenblick gerettet. Aber was wird dann geschehen? Ich hatte Lust auszusteigen und ein anderes Coupee aufzusuchen, selbst wenn es ein Frauencoupee sein sollte. Plötzlich öffnete sich die Thür und ein dritter Reisender trat ein. Gottseidank, ich war gerettet, um so mehr, als der neue Ankömmling mir sofort die Hand reichte und mir einen guten Tag wünschte. Es war ein Bekannter von mir.

Als er sich umdrehte und meinen Mörder bemerkte, rief er: „Ah, hier trifft man ja lauter Bekannte!" Dann begrüßte er auch den Andern freundschaftlich.

Mein Gegenüber erwiderte den Gruß mit Würde. Es war also kein Mörder. Auf der nächsten Station stieg der Mann mit dem Monocle aus, und nun konnte ich meinen Freund nach dem Namen des Herrn fragen. „Wie? Sie kennen ihn nicht?" erwiderte er. „Er ist doch auf dem Boulevard sehr bekannt. Es ist ein gewisser Felix Faure, Kaufmann aus Havre."

„Und ich hatte ihn für einen Verbrecher gehalten!"

„Diesen Mann! Der sieht doch wahrhaftig sehr harmlos aus," sagte mein Freund lachend.

„Finden Sie? Ich finde dagegen, daß er einst noch ein schlechtes Ende nehmen wird; der sieht so aus."

Ich scheine mich bis jetzt geirrt zu haben. Der Mann ist augenblicklich Präsident von Frankreich.

Der Spitzenshawl einer Kaiserin.

Eine rührende Episode ist mit der Anfertigung des kostbaren Shawls verknüpft, den man aus Paris kürzlich der jungen Czarin Alexandra zuschickte. Der Maler Felix Aubert, der mit der überaus delikaten Arbeit betraut worden war, mit dem Pinsel, das in wunderbaren Farbentönen gehaltene Muster für das feine Spitzengewebe zu zaubern, erzählt, daß man unter den jungen Spitzenstickerinnen von Bayeux vergeblich nach Arbeiterinnen gesucht hat, die es übernehmen wollten, das entzückende Muster nachzusticken. Man mußte in der Umgegend von Haus zu Haus gehen und selbst bei den alten Frauen anfragen, ehe die genügende Anzahl Stickerinnen, die der kunstvollen Arbeit wirklich gewachsen waren, aufgetrieben werden konnte. Wochen und Wochen hindurch saßen die jungen und alten Arbeiterinnen vom frühen Morgen bis in die Dämmerung hinein und mühten sich mit geschickten Fingern, die herrlich schattirten Narzissen, Rosen und Maiglöckchen getreu nach der meisterhaft ausgeführten Malerei entstehen zu lassen.

Eine arme Alte, die zitternd vor Stolz und Freude der Aufforderung, sich an der seltenen Arbeit zu betheiligen, nachgekommen war, wurde nach einigen Tagen plötzlich krank. Man wollte sie sofort nach Hause senden, doch nichts konnte die Frau bewegen, die prächtige Narzisse, an der sie soeben zu sticken begonnen, unvollendet zu lassen, solange sie noch ein Glied zu bewegen vermochte, wie sie versicherte. Am Nachmittag fiel ihr jedoch die Nadel aus den müden Händen, und halb bewußtlos wurde die Kranke nach Hause gebracht. Am andern Morgen erschien sie aber wieder in dem Arbeitssaal, obwohl sie sich kaum zu schleppen vermochte und ihr Enkel sie halb auf seinen Arm hatte hintragen müssen. An der angefangenen Narzisse fehlte nur noch ein Blüthenblatt, und dies ließ ihr keine Ruhe, sie mußte es fertig machen. Den schmerzenden Rücken von einem Kissen gestützt, so saß die Alte und zog mit bebenden Fingern langsam die bunten glänzenden Fäden durch das hauchzarte Gewebe. Endlich war die Blume vollendet. Den kostbaren Shawl den die schöne junge Kaiserin tragen sollte, ehrfurchtsvoll mit ihren Lippen berührend, verließ die Alte nun willig ihren Platz und duldete es, daß man sie heimführte und auf ihr Lager bettete. Bei Anbruch der Dämmerung, in derselben Stunde, in der die anderen Arbeiterinnen den Shawl in seine seidene Umhüllung legten, der ihn während der Nacht vor Staub bewahrte, schlummerte die alte Stickerin mit einem Segenswunsch für die Czarina sanft hinüber.

Der Shawl, an dessen Herstellung sie mit Aufbietung ihrer letzten schwachen Kräfte geholfen hat, befindet sich jetzt bereits in den Händen der Kaiserin Alexandra, die von der wunderbar schönen Ausführung dieses Meisterwerkes der Spitzenweberei und Stickerei sicher entzückt sein wird. Das ganze Gewebe ist bei einer Länge von drei Metern und einer Breite von einem Meter so leicht, daß es von Schmetterlingen fortgetragen werden könnte. Rund herum läuft eine Borde der prachtvoll nuancirten Narzissen, während das Mittelstück ein Pleinmuster graziös hingeworfener Maiglöckchen aufweist. Von zwei Ecken streben Rosenzweige auf; in der einen solche mit herrlichen La France-Rosen, in der anderen mit den gelben Rosen Rußlands. Die beiden anderen Ecken sind mit der in feinen Goldfäden eingewebten Czarenkrone und den Initialen Alexandra Feodorowna's verziert.

Ein Millionär als Diener.

In Venedig lebt seit langer Zeit in einem prachtvollen Palaste am Canale Grande der amerikanische Millionär Argus, dessen wahrhaft fürstliche Mähler — sein Koch bezieht ein Ministergehalt — in der Lagunenstadt einen außerordentlichen Ruf erlangt haben. Am Jahrestage der Unabhängigkeits-Erklärung der Ver. Staaten lud Herr Argus einige italienische Adlige zur Tafel. Am Nachmittag erhielt der Millionär den Besuch eines ihm befreundeten Landsmannes, der soeben in Venedig eingetroffen war, und bat ihn, gleichfalls an dem Festmahle theilzunehmen, als man sich aber zu Tisch begeben wollte, sah Argus zu seinem Entsetzen, daß der letzte Gast der — dreizehnte war. Da man wegen der vorgerückten Zeit nicht noch einen vierzehnten Tischgenossen suchen konnte, ersuchte der Krösus seine Gäste, sich ruhig niederzusetzen; er selbst werde sich das Vergnügen machen, sie zu bedienen und auf diese Weise ihre Gesellschaft genießen, ohne gegen das alte Vorurtheil, das sich an die „Dreizehn bei Tisch" knüpfe, zu handeln. Herr Argus legte eiligst die galonnirte Uniform eines Dieners an und trug thatsächlich das reiche und üppige Mahl vom ersten bis zum letzten Gericht auf. Die Tischgäste erzählen, daß sie noch niemals mit solcher Geschicklichkeit bedient worden seien.

Das Butterbrod.

Als im Jahre 1812 die Truppen Württemberg's sich zum russischen Feldzuge rüsteten, musterte der Brigadegeneral v. Hügel das Linien-Infanterie-Regiment in Schorndorf. Nach der Musterung fand ein großes Mahl im „Goldenen Hirsch" statt. Die Unterhaltung drehte sich, wie natürlich, größtentheils um den bevorstehenden Feldzug. Da rief ein junger Lieutenant mitten in das Gespräch hinein: „So 'nen russischen Feldzug mache ich ebenso leicht mit, wie ich ein Butterbrod esse!"

„Herr Lieutenant", sagte der General, „ich nehme Sie beim Wort und werde mir erlauben, Sie an dieses Butterbrod zu erinnern."

Am 18. November mußte dieser Lieutenant bei einer bitteren Kälte mit seinem Zug im heftigsten Kugelregen bis an den Hals durch den Dnieper waten, und als er von Wasser triefend und vor Kälte zitternd dastand, kam der General v. Hügel geritten und fragte lächelnd: „Nun, Herr Lieutenant, wie schmeckt Ihnen das Butterbrod?"

Auf der Wohnungssuche.

„Sie erheben doch keinen Einwand wegen Kindern?"

Hauswirth: „Nicht den geringsten! Ich habe ja selbst neun Jungen und Mädels."

Wohnungssucher (aufstehend): „Hm ....ja....wenn ich mich für das Logis bei Ihnen entscheide, werd' ich's Ihnen durch Postkarte mittheilen. Adieu!"

Galgenhumor.

Gefängnißinspektor: „Na, auch schon wieder da?"

Gefangener: „Ja; nu fühlt man sich doch mal wieder zu Hause."

Steigerung.

Arzt: „Wenn Ihnen die Medizin zu bitter ist, können Sie Wasser nachtrinken."

Student: „Das wäre ja noch bitterer."

Der Bevorzugte.

Frida: „Nun, Hedwig, wie bist Du mit Deinem jetzigen Bräutigam zufrieden?"

Hedwig: „Ich glaube, er hat doch wenigstens den Vorzug, daß er mich heirathet!"

Aus der guten alten Zeit.

Oberst: „Na, Hannikel, was willst Du denn schon in aller Früh'?"

Soldut: „Was ich will? Der Herr Oberst haben doch gestern Alarm geblasen, und da will ich mich halt zur Stelle melden."

Abgefertigt.

Aelterer Herr (Glatzkopf, der eine junge Schöne mit seinem Liebesantrag belästigt): „Empfinden Sie wenigstens, wenn ich fern bin, eine gewisse Sehnsucht nach mir?"

Fräulein: „Wo denken Sie hin — ich bin nicht mondsüchtig!"

Au!

Chef (zum Reisenden): Sie kann ich leider nicht wieder auf die Reise schicken; Sie gebrauchen über dreimal so viel auf der Reise, als Ihr Vorgänger; Sie haben mir viel zu flott gelebt!"

„Nun Sie sagten ja auch zu mir, das ich das thun sollte."

„So? Was habe ich denn gesagt?"

„Sie sagten doch beim Abschied: „Leben Sie wohl!"

Die Hübscheste.

Student (zur sehr häßlichen Kellnerin): „Na, Fräulein, es ist nur gut, daß Sie keine Geschwister haben!"

Kellnerin: „Habe ich — acht Schwestern.

Student (stockend): „Und — sehen Sie alle wie Sie aus?"

Kellnerin: „O nein, — ich bin die Hübscheste!"

Student (entsetzt): „Ach nee!"

Auch ein Andenken.

Herr: „Ich war ein großer Freund von Ihrem seligen Gatten! Haben Sie nicht eine Kleinigkeit von ihm, die Sie mir zum Andenken an ihn verehren könnten?"

Untröstliche Wittwe: „Ich habe ihm am nächsten gestanden!"

Warum nicht.

Ein Spekulant, der in kurzer Zeit reich geworden war, wollte seinen Sohn, in eine aristokratische Familie verheirathen und sagte daher zu einem Baron, den er kennen gelernt hatte: „Ich wünschte, Sie würden meinem Sohne eines Ihrer Mädchen zur Frau geben."

„Warum nicht," erwiderte der Baron, „welches will er denn haben, das Küchen- oder das Stubenmädchen?"

Zofe.

„Die gnädige Frau ist ausg'angen, aber Sie hat mir a Post für Ihnen hinterlassen."

Besucher: „Nun was denn?"

Zofe: „Daß Euer Gnaden.... o Jegerl, jetzt hab' ich's vergessen. Bitt' nur einen Augenblick z'warten, i geh' eini und frag's."

Seltenheit.

In einer Gewerbeausstellung hing ein Stück Sohlleder mit einem Zettel, auf welchem zu lesen war: „Dieses Sohlen-Leder ist von einem inländischen Ochsen verfertigt worden!"

Beim Friseur.

Friseur: „Wie darf ich Ihnen das Haar schneiden?"

Kunde: „Hinten kurz, vorn etwas länger."

Friseur: „Thut mir leid, länger kann ich's unmöglich schneiden."

Ungefährlich.

Mutter: „Ach, Herr Doktor, meine Tochter hatte einen schlimmen Anfall, eine halbe Stunde lang war sie ganz von Verstand."

Doktor: „Gar so schlimm ist dies noch nicht, manche Leute sind das ihr ganzes Leben."

Er kennt sich aus.

Gläubiger: „Wann treff' ich den Herrn Baron denn wohl am besten?"

Johann: „Nachmittags."

Gläubiger: „Nachmittrgs? Also da ist er nicht zu Hause — schön, da komme ich Vormittags!"

Sentenz.

Den Stürmen zum Trutz,
Wie ein Kind in der Mutter Schooß,
Findet der Mensch im Hafen Schutz.

Doch, o wehe!
Im Hafen der Ehe
Gehen oft erst recht die Stürme los.

Individuell.

Dame: „Wie finden Sie Schillers Gedicht „An die Freude"?"

Student Pumpmeier: „Großartig! Besonders die Stelle, wo er sagt: „Unser Schuldbuch sei vernichtet!"."

Genügend begründet.

Tante (zu den Kindern): „Ihr seid jetzt immer so lustig. Wie kommt denn das?"

Der Aelteste: „Weil wir immer etwas zu lachen haben. Früh schau'n wir zu, wenn sich der Vater rasirt; Mittags beobachten wir die Mali, welche vor Kurzem aus dem Pensionat kam, beim Kochen, und Nachmittags fährt die Mutter mit dem Rad aus!"

Deplazirte Redensart.

„Mein Sohn ist jetzt schon zum Lieutenant zur See avancirt."

„Auf welchem Schiff hat er sich denn die ersten Sporen verdient."

Stoßseufzer.

Gatte (der von seiner Gattin zum Geburtstage reich beschenkt wird, für sich): „Na, das kommt mir wieder theuer zu stehen."

Der größte Feind des Rechtes ist das Vorrecht.